

Alte und neue Heimat. Das wandernde Gottesvolk in einer globalisierten Welt

Dr. Reinhard Höppner

Vortrag an der Evangelische Akademie Meißen, 17.11.2007

Der Inder Amartya Sen, Nobelpreisträger für Ökonomie und Präsident der Universität von Oxford erzählt in seinem Buch „Die Identitätsfalle“ eine Geschichte. Er kommt am Flughafen Heathrow an und muss, weil er ein Inder ist, einen Einwanderungsbogen ausfüllen. Darin wird er auch gefragt, wo er in England wohnt. Er schreibt: Residenz des Präsidenten der Universität Oxford. Dann gibt er den Zettel dem Grenzbeamten, dieser liest ihn und sagt: „Sind sie mit dem Präsidenten der Universität Oxford befreundet, weil sie bei ihm wohnen?“ Und dann erzählt Amartya Sen: „Ich musste eine Minute nachdenken. Bin ich mit mir selbst befreundet?“ Er beschließt: Ja, ich finde mich nett, und ich bin mit mir selbst befreundet. Also sagt er nach eine Minute zum Grenzbeamten: „Ja, ich bin mit ihm befreundet.“ Da guckt ihn der Grenzbeamte an und sagt: „Sie haben aber eine Minute nachgedacht. Stimmt da etwas nicht?“ Und er brauchte schließlich 10 Minuten, um dem Beamten klar zu machen, dass er selbst dieser Präsident sei, was dazu führte, dass er eine halbe Stunde überprüft wurde, ob seine Identität richtig sei. Und dann fragte er sich: „Wo ist meine Heimat?“ Es war ihm nicht mehr so klar.

In dieser kleinen Geschichte treffen beide Begriffe, treffen Heimat und Globalisierung aufeinander. Glitzerworte, hinter deren Undeutlichkeit man die eigene Gefühlswelt verstecken kann. Sie entziehen sich einer einfachen Definition und werden doch immer wieder bemüht, wenn es darum geht, Tradition und Veränderung, Vertrautes und Fremdes zu beschreiben. Ich werde es mit Definitionen darum auch gar nicht erst versuchen, sondern mich auf Aspekte beschränken, die für unseren Zusammenhang wichtig sind.

Was hat sich im Zeitalter der Globalisierung geändert. Das Wort ist ja erst Anfang der neunziger Jahre entstanden. Die Mauer war gerade gefallen, nicht nur die in Deutschland sondern auch die weniger sichtbare quer durch Europa und die Welt. So wurde Globalisierung vor allem mit Grenzenlosigkeit verbunden. Wir konnten fortan überall

hin, das Überall kam freilich auch zu uns, manches schneller, als uns lieb war. Die Mauer hatte unseren Lebensraum eben nicht nur begrenzt, sondern uns auch die Fremde der Welt draußen vom Leibe gehalten. Jetzt konnten wir in die Welt gehen, die Welt kam aber auch zu uns. Das Internet ist geradezu zum Symbol für diese Möglichkeiten geworden. Ich kann mir die Welt zu Hause an meinen Schreibtisch holen und mich jederzeit mit jedem Ort der Welt verbinden. Die elektronischen Medien tun ein Übriges. Bagdad ist uns näher als Prag. Von Birma weiß ich mehr als von Dänemark, obwohl Dänemark unser Nachbar ist. Die Entfernungen haben sich verändert. Sie werden nicht mehr gemessen in Kilometern, sondern in Übertragungssekunden von Bits und Bytes – eine Entwicklung. Das hat unser Leben grundlegend verändert.

Konnten Orte noch vor hundert Jahren ziemlich präzise durch geografische Angaben beschrieben werden, so bewegen sich junge Leute heute oft in virtuellen Räumen. Auf die Frage: „Wo bist du zuhause?“ konnte man mit dem Namen einer Stadt oder eines Dorfes antworten. Noch heute antworten ältere Menschen in meiner Heimatstadt Magdeburg darauf nicht etwa mit „Magdeburg“, sondern sie sagen „Salbke“ oder „Buckau“, nennen Orte, die schon vor Jahrzehnten nach Magdeburg eingemeindet wurden. Manche konnten an ihrer Sprache erkennen, aus welchem Stadtteil die Leute stammten. Kein Wunder also, wenn auf die Frage nach der Heimat heute nur noch sehr zögerlich geantwortet wird mit dem Hinweis auf die Stadt oder das Dorf, die Gegend aus der man stammt, in der man geboren wurde und aufgewachsen ist. Trotzdem fahre ich noch gerne nach Magdeburgerforth, jenen kleinen Ort in der Nähe von Magdeburg, in dem ich aufgewachsen bin. Heimat – der Ort der Erinnerungen. Der Bahndamm ist noch da, auf dem die Bimmelbahn fuhr, auch wenn die Gleise längst abgerissen sind. Die kleine Dorfkirche und das Pfarrhaus mit der Veranda, auf der wir oft gesessen haben und wo einmal ein Zaunkönig in meine Kinderhose, die zum Trocknen aufgehängt war, ein Nest gebaut hat. Heimat – der Ort der Erinnerung, für mich noch ein geografisch benennbarer Ort. Und trotzdem bemühe ich mich schon um Verallgemeinerungen, weil vieles hinzugekommen ist, was für mich noch zu Heimat gehört, zu diesem Umfeld, mit dem ich wesentliche Erinnerungen verbinde.

Nach dem zweiten Weltkrieg ist der Begriff der Heimat in Deutschland in Misskredit gekommen. Er war von den Heimatvertriebenen besetzt, die schwer akzeptieren konnten, dass ihre Heimat nun anderen gehören sollte. Auch meine Eltern stammen aus Pommern. Ich habe von ihnen freilich nie gehört, dass sie Besitzansprüche auf ihre alte Heimat anmeldeten. Das war bei anderen Vertriebenen durchaus anders. Vom Recht auf Heimat war die Rede. Aber Heimat ist kein individueller Besitz, das Recht auf Heimat kein Anspruch auf den Besitz eines geografisch festzulegenden Ortes. Das galt schon damals nicht. Das gilt heute erst recht nicht mehr, nachdem die Orte der Erinnerung sich in Zeiten der Globalisierung viel weniger festmachen lassen an solchen festgelegten Orten und Grenzen. Das Gefühl ist heute eher umgekehrt. Man braucht heute nicht mehr den Ort zu wechseln und kann trotzdem das Gefühl bekommen, seine Heimat zu verlieren.

Dieses Gefühl gehört zu den Wendeerfahrungen vieler Ostdeutscher, insbesondere derjenigen, die ganzes bewusst erlebtes Leben in der DDR hinter der Mauer verbracht haben. Dieser abgegrenzte Ort DDR wurde ihnen so zur Heimat, dass sie nach der Wende mit ihren gewaltigen, in alltägliches Leben eingreifenden Veränderungen das Gefühl hatten, ihrer Heimat beraubt zu sein, ohne dass sie dazu umziehen mussten. Sie lebten ohne geografischen Ortswechsel in einem völlig anderen Land. Dabei geht es gar nicht darum, dass dieses alte Land, diese Heimat besser gewesen sei als das neue. Man kann sogar in dieser Heimat den Traum vom Aufbruch, vom Auszug in die weite Welt geträumt haben. Die DDR bleibt trotzdem Heimat, mit der man nostalgische Gefühle verbindet.

Das ist wie mit jener Studentin, die aus einer engen, kleinbürgerlichen Stadt stammte. Sie träumte davon, endlich aus dieser Enge ausbrechen zu können. Das gelang ihr denn auch, als sie zum Studium in die Großstadt zog. Und zunächst taten ihr die mitleidigen Blicke ihrer Kommilitonen auch noch gut, wenn sie sagte, woher sie kam. Aber mit der Zeit wurde es ihr dann doch zu bunt, wie die anderen über ihre Heimatstadt herzogen, sie geradezu lächerlich machten. Sie fing an, diese Stadt mit ihren Schönheiten zu verteidigen. So durfte man über die Stadt nicht herziehen, mit der sie alle ihre schönen Kindheitserinnerungen verband. Schließlich war das ihre Heimat.

Man kann auch seine Heimat verlieren ohne den Ort zu wechseln. Das ist eine selten eingestandene Wendeerfahrung. Es ist eine Erfahrung im Zeitalter der Globalisierung. Sie hat zu tun mit dem Tempo der Veränderungen. Zu Wendezeiten war sie uns allgegenwärtig. Die Ereignisse rasten an uns vorbei. Es wurde der Satz geprägt: „Das Wort veraltet uns im Munde“. Es war kaum ausgesprochen, da war es schon von den Ereignissen überholt. Damals dachten wir, es würde bald wieder alles in ruhigere Bahnen kommen. Das war ein Irrtum. Manche haben den Eindruck, dass das Tempo der Veränderungen noch gewaltiger wird. Was Heimat war, verändert sich so schnell, dass wir uns unserer Heimat beraubt vorkommen. Nun könnte man meinen, Veränderungen hat es immer gegeben. Was ist neu daran? Neu daran ist, dass Veränderungen, die sich sonst über Generationen hinweg vollzogen haben, sich jetzt innerhalb weniger Jahre ereignen. Fernseher in Wohnzimmern, das gibt es gerade einmal 50 Jahre. Das Internet benutzen wir meist weniger als 15 Jahre. Was hat sich seitdem und damit aber alles verändert! Was früher Generationen dauerte, geschieht heute in weniger Jahren.

Viele gelernte DDR-Bürger sind heute an die Grenze des Verkraftbaren in Sachen Veränderungen gekommen. Mir scheint auch das ein Grund für die Tendenz zum Rechtsradikalismus zu sein. Ausländer erscheinen als Repräsentanten dieser Veränderungen. So werden sie zu Menschen, die uns unserer Heimat berauben. Das ist ungerecht. Das wird noch ungerechter, wenn man bedenkt, dass dies meist Menschen sind, die selbst ihrer Heimat beraubt wurden und nach Heimat suchen, sie bei uns eigentlich finden wollen. Dass dies nicht nur ein ostdeutsches Phänomen ist, wissen wir. Mir ist es in Köln anlässlich des Kirchentages wieder besonders bewusst geworden. Dort wird heftig über den Bau einer Moschee diskutiert. Warum eigentlich? Es gibt in Köln inzwischen etwa so viele gläubige Moslems wie es gläubige evangelische Christen gibt. Wäre es nicht völlig normal, wenn genauso viele Moscheen das Stadtbild von Köln prägen würden wie evangelische Kirchen? Das freilich würde das Bild unserer Heimat, das würde das Bild von unserer Heimat verändern. Der Verlust von Heimat aber macht Angst, provoziert Widerstände. In Köln bewundern wir die alten Kirchen wie auf unseren Touristenreisen in Istanbul die alten Moscheen. Solange diese beiden Welten noch hinreichend getrennt waren, konnten wir uns an beidem

freuen. Die Globalisierung bringt diese Welten durcheinander. Das Fremde dringt ins Eigene ein und zerstört liebgewonnene Heimat, stört unsere Heimatgefühle. Haben wir nicht ein Recht auf Heimat? Macht sie nicht ein Stück unserer Identität aus, der wir auf diese Weise beraubt werden?

Die erste Urgeschichte der Bibel ist eine Geschichte von Vertreibung. Es ist die Vertreibung aus dem Paradies. Das Paradies, in dem alles schön war und vertraut, Heimat für Adam und Eva, für den Menschen und seine Gefährtin. Die Vertreibung aus dem Paradies wird im Allgemeinen als die Strafe Gottes angesehen, Strafe für die Übertretung von Gottes Gebot, nicht vom Baum der Erkenntnis zu essen. Was in der Bibel als Sprache Gottes erscheint, ist aber in der Regel nicht so sehr Strafe Gottes als vielmehr die Folge menschlichen Tuns. Die Menschen wollten sich nicht abfinden mit den Grenzen, die ihnen natürlicherweise gesetzt sind. Der Drang nach der Freiheit, selber zu entscheiden, was man tun und was man lassen sollte, hat Konsequenzen. Von nun an müssen sie selbst die Erde bebauen und bewahren, sind sie selbst dafür verantwortlich, was sich verändert und was erhalten werden soll. Mehr Freiheit bedeutet auch mehr Verantwortung. Gott gesteht uns diese Freiheit zu. Die Konsequenz – und nicht die Strafe Gottes! – ist allerdings, dass wir auch die daraus erwachsende Verantwortung mit Schultern müssen.

Wir dürfen beim Wort „Paradies“ für einen Moment ruhig mal das Wort „Heimat“ einsetzen. Wir Menschen wollten in unserer großen Sehnsucht nach Freiheit und Grenzenlosigkeit Grenzen durchbrechen. Nun finden wir uns wieder in der rauen Welt. Heimatlos. Das Paradies ist verstellt, das uns Heimat geworden war. Rückweg nicht möglich. Der Apfel lässt sich nicht wieder an den Baum hängen. Die neue, wenn auch raue Welt will gestaltet sein. Das gilt auch für unsere globalisierte Welt.

Als Christen sollte uns das nicht schrecken. Dieses Grundmotiv vom Aufbruch zieht sich von Anfang an durch die Bibel. So beginnt die Geschichte Abrahams mit seinem Gott. So zieht das Volk Israel nach der Befreiung aus der Sklaverei heimatlos durch die Wüste. Die jüdisch-christliche Tradition lebt in dieser Spannung zwischen Aufbrechen aus der Heimat und der Suche nach dem gelobten Land, nach einem Ort der Beheimatung. Das wandernde Gottesvolk ist auch zum Symbol christlicher Existenz geworden. Eigentlich ist nicht die

fest gemauerte Kirche sondern das Zelt dafür das angemessene Symbol. Wir leben in diesem Raum zwischen alter Heimat und neuer Heimat. Zwischen Tradition und Aufbruch. Zwischen Sehnsucht nach Vertrautem und der Hoffnung auf ganz Neues. In der Spannung zwischen „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“ und „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“.

Was bedeutet das nun für unser Leben und für die Aufgabe der Kirche heute?

1. Die Kirche muss ein Ort der Beheimatung sein. In der Zukunftsstudie der EKD ist von zwölf Leuchtfuern die Rede. Schon beim ersten taucht der Begriff der Heimat auf. „Die Kirche solle geistliche Heimat und Identität geben und dem, der es wünscht, ein zuverlässiger Lebensbegleiter sein: Beheimatungskraft hat mit Wiedererkennbarkeit, Verlässlichkeit, Zugewandtheit und Stilbewusstsein zu tun.“ Ja, christlicher Glaube hat auch immer etwas mit Atmosphäre zu tun, in die man eintaucht. Manch erleben das nur zu Weihnachten. Das beginnt eigentlich schon mit der Taufe. Taucht sie ein in die Atmosphäre des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, so könnte man den Taufbefehl auch übersetzen.
2. Darin liegt freilich auch eine Gefahr, die Gefahr der Abgrenzung. Die Kirche muss sich in ihrer Kuschatmosphäre stören lassen. Sie muss offen sein für andere. Wir reden viel darüber, wenn es um soziale Probleme geht. Die Praxis ist oft eine andere. Wie verhalten wir uns zum Beispiel, wenn ein Obdachloser im Gottesdienst auftaucht. Er wird angesehen mit den Blick: „Was sucht der denn hier?“.
3. Manche Gemeinden versuchen darauf zu reagieren mit „Gottesdiensten in anderer Form“. Das ist gut, wenn es um das Bemühen geht, eine Sprache zu finden, die auch die Welt versteht. Wir unterschätzen ja oft die Differenz, die zwischen der Sprache der Welt und unserer innerkirchlichen Sprache besteht. Aber wir unterschätzen dabei oft die Bedeutung der Traditionen für die Beheimatung und für die Weitergabe von Erfahrungen und Werten an die andere Generation. Wir leben in einer Zeit der Traditionsabbrüche. Das hat zu tun mit dem gewaltigen Umbruch, in dem wir leben. Eine der nachhaltigsten Wirkungen

der atheistischen DDR ist die Weitergabe von Glaubensinhalten an die nächste Generation. Viele haben das getan, um ihren Kindern nicht die Zukunft zu verbauen. Das Gegenteil haben sie getan. Christen müssen Traditionsabbrüche in wichtigen Feldern verhindern. Das fängt beim Weitererzählen biblischer Geschichten an.

4. Alte Heimat – neue Heimat. In diesem Spannungsfeld befinden sich auch Zuwanderer. Auch hier gilt: Über Zuwanderung wird in den Kirchen viel geredet. Die Praxis ist sehr viel schwieriger. Auch die Zuwanderung ist ein Problem in der Kirche. Man denke nur an die vielen russischen Zuwanderer. Nach dem zweiten Weltkrieg hatten das Problem viele Vertriebene. Noch drastischer erleben das derzeit die jüdischen Gemeinden.
5. Die Kirche ist auch für Kirchenfremde ein Symbol ihrer Heimat. Um es im Bild zu sagen: Der eigene Kirchturm wird zum Identitätssymbol. Die Kirche von Hoyersdorf wird nach Borna versetzt, damit die Menschen des Ortes, der abgebaggert werden soll, ihre Identität nicht verlieren. Ein Stück Heimat bewahren mit dieser 750 Jahre alten Kirche. Die Welt braucht die Kirche. Das gilt inhaltlich, aber auch im Blick auf die Kirche, die im Dorf bleiben muss.
6. Anders herum ist es immer wieder eine gute Erfahrung, in der großen weiten Welt Kirche zu finden. Die Kirche ist die erste Globalisierungsbewegung. Das steckt schon im Missionsbefehl: Gehet hin in alle Welt, zu allen Völkern. Ich finde Heimat in der Fremde. Überall bin ich ein Stück zuhause. Das gilt auch in theologischen Sinne: Gott ist immer schon da, wo ich erst hinkomme.
7. Manchmal ist das freilich auch problematisch. Ich habe das in besonderer Weise in Südafrika gelernt. Wir waren in der ersten Missionsstation Afrikas in Gnadendal. Dann in der deutschen Gemeinde in Kapstadt. Gelebt hat unsere Tochter ein Jahr in einer muslimischen Familie. Zu ihr haben wir uns am meisten zugehörig gefühlt.
8. Damit sind wir an einem der spannendsten Punkte im Spannungsfeld von Heimat und Globalisierung angekommen. Solange man an dem Ort blieb, wo die eigenen Wurzeln liegen, war die Frage nach der Heimat einfach zu beantworten. Da fiel

gewissermaßen alles zusammen, was Heimat ausmacht. Herkunft, Verbundenheit mit der Landschaft, Ort der Erinnerungen, Vertrautheit mit den Gebräuchen und der Lebensweise. Die Mobilität der Menschen und die Mobilität der Nachrichten hat dies grundlegend durcheinander gebracht. Die Frage „Wo gehöre ich hin?“ ist nicht mehr so einfach zu beantworten. Eine gewisse Heimatlosigkeit macht sich breit. Ich muss plötzlich über meine Zugehörigkeit selbst entscheiden. Da ist auch noch einmal die Brücke zur ersten Vertreibungsgeschichte, der Vertreibung aus dem Paradies. Die Menschen mussten von nun an selber entscheiden, was gut und was Böse ist. Jetzt müssen sie selbst entscheiden, wozu sie sich zugehörig fühlen und wozu nicht. Das ist ein großer Zuwachs an Freiheit. Es ist aber auch ein großer Zuwachs an Verantwortung. Und die Entscheidung fällt in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich aus. Als Frau zu den Frauen. Als Sachse zu den Sachsen – oder mehr zu den Deutschen, oder den Europäern. Manchmal können wir uns das nicht aussuchen, z.B. als Deutsche in Israel. Sen hat das erlebt. Das Buch, das ich zitiert habe heißt „Die Identitätsfalle“ und handelt von den Zugehörigkeitsproblemen in der globalisierten Welt. Das ist auch eine höchst politische Frage, zum Beispiel in Afghanistan oder überhaupt im „Kampf der Kulturen.“

9. Das Thema Heimat steht in der Gefahr, dass wir uns sehr mit uns selbst beschäftigen. Die Friedensdekade erinnert daran, dass wir den anderen achten sollen. Wir können in unserer Heimat nur friedlich leben, wenn auch der andere eine Heimat hat. Die Sorge um die (andersartige) Heimat des anderen liegt also im eigenen Interesse. Das kann auch eine Zumutung für die eigenen Heimatgefühle sein. Der Streit um den Bau von Moscheen gehört als klassisches Beispiel dazu.
10. Damit geht es nicht nur um den Kirchturm, sondern um Kirchturm und Minarett. Zwei Gegensätze? Wir haben – alle Menschen – eine gemeinsame Identität als Geschöpfe Gottes. Jeder Mensch ist in seiner unverwechselbaren Würde ein Geschöpf Gottes. Das ist eine unverzichtbare Voraussetzung für das friedliche und damit menschliche Zusammenleben auf unserem Globus. Wir haben eine gemeinsame Heimat, und das

ist unsere wunderschöne Erde. Also weg mit dem Missionsbefehl, der andere in unsere Heimat holen will? Die Bibel in gerechter Sprache hilft mit ihrer Übersetzung: „Nehmt sie hinein in die Lerngemeinschaft, in die Gott uns gestellt hat. Nur wer (gemeinsam mit anderen) immer wieder diese seine Heimat neu entdeckt, kann sie bewahren. Das ist wie mit der Liebe: Alt und vertraut und doch immer wieder voll von Überraschungen.